Stephanie Himmelmann

Hinter den Wolken scheint die Sonne

Strahlen können trotz Strahlentherapie

dlv

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

Über die Autorin:

Stephanie (1978) ist verheiratet mit Marcel (1976). Ihre beiden Kinder heißen Lena (2005) und Felix (2007). Sie wohnen in einem kleinen Dorf in Nordhessen im Landkreis Waldeck-Frankenberg. Stephanies Mann ist Lehrer und Schulleiter und sie selbst hat als Kinderkrankenschwester gearbeitet. Sie besuchen als Familie eine bibeltreue christliche Gemeinde.

1. Auflage 2024

© 2024 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o., Český Těšín, Tschechien

Artikel-Nr. 256696
ISBN 978-3-86699-696-0

Inhalt

Vorwort 7
Von Lebenskrisen und anderen Katastrophen 9
Ein Gefühl der Ohnmacht 11
Und doch von Gott getragen 16
Manchmal kommt es anders als »Mann« denkt – Marcel erzählt 22
Im Tal des Todesschattens 25
Ruhe im Sturm 28
Getragen von ihm 33
Der Dreck muss weg 37
Rückschlag mit Ausblick 42
Abwärtsspirale mit Aufwind 49
Von Unmöglichkeiten und Möglichkeiten 55
Alles außer Kontrolle? 61
Kann man dabei sterben? 66
Ein kaputter Kühlschrank und andere Katastrophen 74
Keine Besserung 78
Am Rand des Abgrunds 82
Wer kämpft hier? – Marcel erzählt 85
Die Nacht der Nächte 90
Während du schliefst – Stephanies Schwester erzählt 94
Aufwachen 97
Wozu ist besser als Warum 103
Dankbar – Lena erzählt 107
Nachwort 110

Vorwort

»Und wenn *ein* Glied leidet, so leiden alle Glieder mit;
oder wenn *ein* Glied verherrlicht wird,
so freuen sich alle Glieder mit.«
(1. Korinther 12,26)

Oft ging es mir so wie in diesem Vers aus der Bibel, wenn ich an Stephanie dachte: *Wie kann Gott in ihrem Leben eine solche Krankheit zulassen? Was sind seine Gedanken und Absichten dabei?* Stephanie stand mitten im Leben. Sie hat ihre Kraft und Zeit Gott zur Verfügung gestellt und anderen stets Hilfe angeboten. Sie war für viele ein Vorbild und doch hat Gott sie aus ihrem gewohnten Leben gerissen.

Seit Stephanies erster Darmkrebsdiagnose im Jahr 2007 glich ihr Leben einer Berg- und Talfahrt. Sie und ihre Familie haben viel Leid, Schmerz und Traurigkeit erfahren. Oft waren die Diagnosen der Ärzte entmutigend, aber Stephanie hat nie aufgegeben und sich immer wieder zurück ins Leben gekämpft. Ihr Mann, ihre Kinder und unser großer Gott haben ihr dazu die Kraft gegeben.

Stephanie hat mir gezeigt, dass man auch in schweren Lebensumständen von Gott getragen wird. Sie hat rückblickend gelernt,

den Mut nicht zu verlieren und nicht an der Treue Gottes zu zweifeln, obwohl vieles nicht so lief, wie sie gehofft hatte und die Ärzte sie schon aufgeben wollten.

Ich werde nie vergessen, wie sie einmal sagte, dass sie das alles nicht missen wollte, weil sie in dieser ganzen Zeit Gott besser kennengelernt hätte und ihre Beziehung zu ihm intensiver geworden sei.

Wow, habe ich gedacht, *es gibt nicht viele Menschen, die so etwas sagen würden!* Ich gehöre mit Sicherheit nicht zu ihnen. Oft ärgere ich mich über kleine Schwierigkeiten im täglichen Leben. Aber das ist alles nichts im Vergleich zu dem, was Stephanie seit Beginn ihrer Krankheit erlebt und durchgemacht hat. Durch sie habe ich gelernt, ruhig zu bleiben und mich im Gebet an Gott zu wenden.

Ich bin froh, dass meine Freundin nach langem Überlegen dieses Buch geschrieben hat. Ihre Geschichte soll anderen Mut machen, trotz schwieriger Lebenslagen nicht aufzugeben, sondern auf Gottes Hilfe zu vertrauen. Mein Wunsch ist, dass Menschen durch dieses Zeugnis Jesus Christus besser kennenlernen. Wir können Gottes Pläne nicht immer verstehen, aber wir wissen, dass er keine Fehler macht. Er trägt uns, so wie er meine Freundin getragen hat.

»Der HERR ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn hat mein Herz vertraut, und mir ist geholfen worden; daher frohlockt mein Herz, und ich werde ihn preisen mit meinem Lied.« (Psalm 28,7)

Nadine

Von Lebenskrisen und anderen Katastrophen

Ich weiß nicht, in welcher (vielleicht extremen) Lebenssituation Du Dich gerade befindest. Ich weiß auch nicht, ob Du Gott kennst. Aber es lohnt sich auf jeden Fall, ihn kennenzulernen. Warum? Das will ich in diesem Buch zeigen.

Als ich im fünften Schuljahr war, lud mich eine Klassenkameradin in den Osterferien zu einer Freizeit mit einer christlichen Teeniegruppe ein, die zu einer evangelisch-freikirchlichen Gemeinde gehörte. Mir gefiel diese Freizeit so gut, dass ich anschließend diese Teeniegruppe regelmäßig besuchte.

1991 gingen wir mit dieser Gruppe zu einer Veranstaltung, bei der ich eine Andacht hörte. Die Botschaft bewegte mich sehr und ich beschloss, von da an mein Leben mit Jesus Christus zu leben. Ich bekannte ihm meine Schuld, übergab ihm mein sündiges Herz und vertraute ihm die Führung meines Lebens an. Seit diesem Tag bin ich ein Kind Gottes und darf erleben, dass Gott ein wunderbarer Vater und Herr ist. Er ist die Liebe in Person. Er ist treu und geduldig. Er ist uns nah. Er ist es wert, geliebt zu werden. Er ist

immer und zu jeder Zeit Herr der Lage. Ich möchte Dich gerne an diesem besonderen Aspekt meines Lebens teilhaben lassen und Dir erzählen, was Jesus Christus mir bedeutet und wer er für mich ist.

In der oben erwähnten Teeniegruppe lernte ich einige neue Leute kennen, unter anderem auch einen jungen Mann namens Marcel. Wir verstanden uns gut und unternahmen in unserer Freizeit viel gemeinsam in der Gruppe. Ich lernte Marcel immer besser kennen – und schließlich lieben.

Marcel und ich heirateten im August 2000. Marcel studierte damals noch auf Lehramt in Kassel und ich arbeitete als Kinderkrankenschwester in einem Klinikum in derselben Stadt. Im Dezember 2004 wurde ich schwanger und wir beschlossen, zum Ende des Referendariats, das Marcel an einer Schule in Frankenberg absolvierte, wieder in unsere alte Heimat zurückzuziehen. So würden wir näher bei unseren Eltern und den zukünftigen Großeltern leben, was sich später als sehr vorteilhaft herausstellen sollte. Am 1. August 2005 zogen wir um, und am 9. August kam unsere Tochter Lena zur Welt. Wir waren sehr glücklich als kleine Familie. Marcel bekam nach dem Referendariat eine Festanstellung als Lehrer und wir schlugen feste Wurzeln in Frankenberg. Unser Leben war rundum glücklich und schön: Wir besuchten eine freie christliche Gemeinde, in der wir uns angenommen und zu Hause fühlten. Marcel brachte sich mit Freude in der Jugendarbeit dort ein. Es dauerte nicht lange und ich wurde im Mai 2006 wieder schwanger.

Ein Gefühl der Ohnmacht

Die Schwangerschaft verlief für mich nicht ganz leicht. Ich war sehr oft müde und hatte häufig Bauchweh, außerdem hatte ich seit dem Sommer immer mal wieder Blut im Stuhl, was ich aber erst mal als harmlos abtat. *Vermutlich kommt das durch Hämorrhoiden*, vermutete ich. Als ich dies bei einem Gespräch mit meinem Hausarzt nebenbei erwähnte, fand er das aber gar nicht so harmlos, auch nicht, als ich ihm versicherte, dass die Blutung mir keinerlei Schmerzen oder Beschwerden bereite. Im Gegenteil, das machte ihm nur noch mehr Sorgen und er empfahl mir dringend, eine Darmspiegelung machen zu lassen. Aber diesem Rat bin ich nicht gefolgt. Ich hatte gehört, dass durch die Abführprozedur, die einer Darmspiegelung vorausgeht, vorzeitige Wehen ausgelöst werden können und es zu einer Frühgeburt kommen kann. Dieses Risiko erschien mir in meiner persönlichen Nutzen-Schaden-Rechnung zu hoch. Ich hatte ja schließlich keine Beschwerden, nur so ein bisschen Blut im Stuhl. Was sollte daran so schlimm sein? Ich wollte einfach eine ganz normale Schwangerschaft haben und das Kind gesund zur Welt bringen. Über nichts anderes wollte ich mir Gedanken machen. Ich

war doch eine junge Frau, eine junge Mutter. So krank konnte ich doch nicht sein, oder? Nach der Entbindung könnte ich die Darmspiegelung ja immer noch machen, dachte ich mir.

Am 29. Januar 2007 wurde unser Sohn Felix geboren. Nach der Geburt ging es mir nicht besonders gut, ich fühlte mich sehr ausgelaugt und erschöpft, was sicherlich auch an meinem niedrigen Hb-Wert von 8 lag.[1] Also verschob ich die Darmspiegelung erst einmal weiter nach hinten. Weil noch ein kurzer Krankenhausaufenthalt mit unserem Sohn nötig wurde, nahm ich erst Anfang Mai endlich die Darmspiegelung in Angriff. Diese wird in der Regel mit einer kurzen Schlafnarkose durchgeführt. Da die Medikamente, die man dabei bekommt, in die Muttermilch übergehen und sie sich somit auch auf Felix ausgewirkt hätten, entschied ich mich, die Spiegelung ohne Narkose machen zu lassen. Ich wollte auf keinen Fall abstillen, denn ich liebte es, zu stillen. Ich genoss einfach die tiefe und innige Verbundenheit zwischen mir und meinem Kind, die Ruhe, die mir das Stillen gab. Für mich war es eine besondere Art, meiner Liebe zu meinen Kindern Ausdruck geben zu können, indem ich ihnen gewissermaßen einen Teil von mir selbst gab.

Deshalb versuchte ich, die Darmspiegelung ohne Schlafnarkose durchführen zu lassen. Das war nicht so einfach. Da bei einer Darmspiegelung Luft in den Darm geleitet wird, ist die Untersuchung ziemlich schmerzhaft. Ich habe sie auch nicht ganz bis zum Ende durchgehalten, aber doch lange genug, dass mein Hausarzt von

1 Der Hb-Wert gibt einen Hinweis, wie viel Hämoglobin (roter Blutfarbstoff) im Blut ist. Das Hämoglobin ist mitverantwortlich für den Sauerstofftransport. Ist der Wert zu niedrig, kommt es zu einer herabgesetzten Sauerstoffversorgung der Zellen, was wiederum zu Müdigkeit, geistiger und körperlicher Leistungsschwäche, Blässe, Schwindel usw. führen kann.

einer auffälligen Stelle in meiner Darmschleimhaut eine Gewebeprobe entnehmen konnte. Damit stellte sich die leider ganz und gar nicht harmlose Ursache für das Blut im Stuhl heraus: ein bösartiger Tumor!

Uff. Diese Diagnose überraschte mich so sehr, dass ich in dem Moment noch nicht einmal etwas fühlen konnte.

Da saß ich nun, 28 Jahre alt, Mutter von zwei Kindern (21 und 3 Monate alt), mit meinem Mann in diesem Arztzimmer. Mein Inneres war wie betäubt. Wie sollte es weitergehen?

Mein Mann und ich waren uns sicher, dass Gott uns durch diese Situation hindurchführen würde. Vielleicht musste dieser Tumor einfach nur entfernt werden und dann wäre alles gut. Schließlich war ich ja noch jung. Gott musste doch das Leben einer jungen Mutter beschützen! Er hatte uns ja gerade erst ein zweites Kind geschenkt.

Also nahmen wir die nun folgenden, mit vielen Terminen gefüllten Wochen in Angriff. Gott hat es so geführt, dass in dem Krankenhaus, in dem ich mich zur Operation vorstellte, ein anderer Patient seinen Termin nicht wahrnehmen konnte. Somit war ein OP-Platz samt allen dazugehörenden Voruntersuchungen einschließlich einer weiteren Darmspiegelung frei und ich konnte diesen Termin sofort wahrnehmen.

Das Abführen vor einer Darmspiegelung ist nicht angenehm! Aber der Darm muss gespült und sauber sein, sonst kann man die Darmschleimhaut nicht richtig beurteilen und nur schwer eine Gewebeprobe von auffälligen Stellen entnehmen. Also trank ich tapfer das ekelhaft schmeckende Abführmittel. Da ich ja immer noch stillte, ließ ich auch diese Spiegelung ohne Narkose durchführen, was ich ohne die sehr nette und engagierte Krankenschwester, die mir zur Seite stand, nicht geschafft hätte. Sie hat mir

die ganze Zeit über immer wieder liebevoll die Wangen getätschelt und mich mit Fragen abgelenkt: »Frau Himmelmann, erzählen Sie mal: Wie war das bei der Geburt? Wie heißt noch mal Ihre Tochter?«, und so weiter. Diesmal musste unbedingt als Vorbereitung auf die Operation der gesamte Dickdarm eingesehen werden. Das bedeutete: tapfer durchhalten bis zum Ende, es gibt kein Pardon, da musste ich jetzt durch.

An einem Nachmittag vor der OP saß ich mit meinem Mann in meinem Krankenhauszimmer, als eine nette junge Frau hereinkam und mich über das Leben mit einem Stoma (also einem künstlichen Darmausgang) aufklären wollte. Ich war total entsetzt und dachte nur: *So ein Ding willst du auf gar keinen Fall!* Ich hatte bislang überhaupt nicht in Erwägung gezogen, dass so etwas für mich nötig sein könnte. Wir versicherten der Frau, dass der Professor gesagt habe, er würde mich so operieren, dass ich kontinent[2] bleiben würde.

Der Professor war sehr nett und verständnisvoll. Er erlaubte mir, dass Felix mit mir aufgenommen werden durfte. Das war ein großer Segen für mich, denn ich stillte noch voll und wollte das nicht aufgeben. Glücklicherweise schenkte Gott mir einen Anästhesisten, der selbst wenige Wochen zuvor Vater geworden war und dessen Frau aus voller Überzeugung stillte. Deshalb gestaltete er die Narkose so, dass ich, bis auf wenige Stunden nach der OP, weiterhin stillen konnte. Felix und ich bewohnten ein nettes Zweibettzimmer – allerdings nicht zur Freude jeder Krankenschwester. Die Nachtschwester meinte, dass das Babygeschrei in der Nacht störend für mich und für die Mitpatienten sei, und fragte mich, wie wir uns das mit dem Baby nach der OP gedacht

2 Das bedeutet, dass ich in der Lage sein würde, den Stuhlgang willkürlich zu entleeren.

hätten, da ich da ja nicht in der Lage sein würde, aufzustehen, um mich um mein Baby zu kümmern. Sie hätte ganz und gar keine Zeit, mir zu helfen. Sicherlich hatte sie in allen Punkten recht. Um ehrlich zu sein, hatte ich mir über all das noch gar keine Gedanken gemacht. Ich dachte immer nur an den nächsten Schritt. Alles andere überforderte mich.

Und doch von Gott getragen

Am 24. Mai wurde ich operiert und überstand die OP gut. Tatsächlich konnte der Professor die Operation so durchführen, dass ich die Stuhlentleerung kontrollieren konnte und zu meiner großen Freude und Erleichterung kein Stoma brauchte. Die größten Schwierigkeiten nach der OP hatte ich mit dem selbstständigen Aufstehen und den unzähligen Durchfällen. Aber ich war überglücklich, meinen Sohn weiterhin stillen zu können. Der nette Anästhesist hatte mich mit inhaltsreichen Infusionen versorgt, denn essen konnte ich nur wenig und was drinblieb, wurde durch den Durchfall direkt wieder ausgeschieden. Ich weiß nicht genau, von was Felix in diesen Tagen gelebt hat, aber er war sehr lieb und zufrieden. Meine Mama kam jeden Morgen schon vor 7 Uhr in Krankenhaus und holte ihn aus seinem Bettchen, versorgte ihn und brachte ihn mir zum Stillen ins Bett. Sie blieb dann bei uns und kümmerte sich um alles, bis mein Mann am frühen Nachmittag nach der Arbeit zu uns kam. Marcel machte Felix dann am Abend bettfertig und legte ihn in sein Gitterbett zum Schlafen. Und tatsächlich schlief Felix auch ohne Unterbrechung Nacht für Nacht – bis wir im Juni entlassen wurden. **Ich habe darin eindeutig Gottes Wirken gesehen. Er beschenkte**

mich in seiner großen Güte, denn menschlich gesehen konnte Felix nicht wirklich satt geworden sein. Trotzdem hat er alles so ruhig und zufrieden mitgemacht, als würde es ihm an nichts fehlen. Das war einfach ein Wunder! Mein Kind war auch eine große Motivation für mich, so schnell wie möglich wieder mobil zu werden.

In dieser Krankenhauszeit erlebten wir sehr viele schöne und auch lustige Momente, bei denen wir von Herzen lachen konnten. Hier nur ein Beispiel: Ich hatte ja wie gesagt Durchfälle, die natürlich nicht so gut rochen. Meine Mama machte sich schon Gedanken darüber, ob das für die anderen Patienten und Besucher nicht störend sei, und überlegte, wie wir den Gestank loswerden könnten. Sie lüftete permanent, jedoch leider nur mit mäßigem Erfolg. Als Marcel nachmittags kam, fragte sie ihn: »Und? Riecht man es sehr?« Marcel meinte ausweichend: »Eigentlich kaum.« Mama ging eine Runde mit Felix im Kinderwagen spazieren. Als sie wiederkam, meinte sie, Marcel habe den handfesten Meineid geleistet, denn es stinke bereits, wenn man zur Stationstür hereinkomme! Also besorgte meine Mutter ein Raumspray, mit dem sie nicht gerade sparsam umging. Abends kamen mein Bruder und meine Schwester zu Besuch. Mein Bruder meinte: »Irgendwie schmeckt es hier bitter, wenn man durch den Mund einatmet.« Wir alle haben kräftig gelacht!

Eins steht fest: Bei uns im Krankenzimmer herrschte vielleicht ein mieser Geruch, aber keine miese Stimmung. Uns stand ganz klar vor Augen, was wirklich wichtig ist im Leben, nämlich, dass wir ganz und gar Gott gehören und ihm die Leitung unseres Lebens anvertrauen. Wir dürfen wissen, dass er, der alle Fäden unseres Lebens in seiner Hand hat, uns sehr liebt und alles nach seiner Weisheit lenkt. Gott hat den »Allround-Überblick«!

»O Tiefe des Reichtums, sowohl der Weisheit als auch der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte und unergründlich seine Wege!« (Römer 11,33)

Dieses Wissen befreit von Lasten, die wir sonst mit uns herumschleppen, und befähigt uns, sogar in Krisenzeiten zu lachen.

Die besondere Stimmung in unserem Krankenhauszimmer blieb nicht unentdeckt. Die Nachtschwester, die zu Beginn ganz und gar nicht begeistert davon gewesen war, dass Felix mit aufgenommen wurde, kam am Ende ihres letzten Dienstes zu mir und wollte sich von mir verabschieden: »Frau Himmelmann, das hier ist mein letzter Nachtdienst, bevor ich längere Zeit frei habe. Ich wollte Ihnen aber unbedingt noch sagen, dass ich in all meinen Dienstjahren noch nie solche Patienten wie Sie und Ihren Sohn hatte. Ihre Gelassenheit und Ruhe sind total erstaunlich. Jeder Nachtdienst in Ihrem Zimmer ist mir wirklich eine Freude gewesen.« Da war ich aber platt!

Am 1. Juni 2007 kam schließlich der ersehnte Tag der Entlassung. Zu Hause angekommen, lud Marcel alles Gepäck aus dem Auto und nachdem er sich vergewissert hatte, dass es Felix und mir gut ging, fuhr er zu meinen Schwiegereltern, um Lena abzuholen, die während meines Krankenhausaufenthaltes bei Oma und Opa geblieben war. Ich saß im Kinderzimmer stillend im Schaukelstuhl und genoss es, wieder zu Hause zu sein. **Dabei empfand ich eine tiefe innere Ruhe, Geborgenheit und Zufriedenheit, weil ich wusste, dass Gott immer bei uns sein würde.** In diesem Moment kam mir eine Begebenheit aus der Schwangerschaft mit Felix in den Sinn. Er lag in der 36. Schwangerschaftswoche in Beckenendlage[3], was Entbindung per Kaiserschnitt bedeuten

3 Das heißt, er lag nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Po in meinem Becken.

würde. Lena hatte auch schon per Kaiserschnitt auf die Welt kommen müssen und ich erinnerte mich daran, wie schlecht es mir danach gegangen war und wie langsam sich mein Körper davon erholt hatte. Noch einen Kaiserschnitt wollte ich auf keinen Fall! Ich hatte viel dafür gebetet, dass Felix sich in die richtige Position für eine normale Entbindung drehen würde, auch wenn das in dieser Schwangerschaftswoche nicht sehr wahrscheinlich war. Aber Gott erhörte mein Gebet, und Felix drehte sich wenig später! Und so war ich ganz entspannt in die Geburt gegangen. Trotzdem wurde es ein Kaiserschnitt. Die Ärzte fanden nämlich heraus, dass mein Becken viel zu eng ist und kein Babykopf jemals hindurch passen würde. Also wozu dann die Gebetserhörung, dass mein Kind sich noch rechtzeitig gedreht hatte? Ich war mir sicher: Gott hatte mein Gebet erhört, ganz persönlich für mich, um mich ruhig zu machen für die Geburt und mir die Angst zu nehmen vor einem Kaiserschnitt, obwohl er dann doch nötig wurde. Wie liebevoll von ihm! **Ich denke, Gott tat das, um mir zu zeigen: »Hey, ich achte auf dich. Ich sorge mich um dich. Ich höre deine Gebete. Es gibt nicht ein Gebet, das du sprichst, das ich nicht höre.«**

Dieser Moment im Schaukelstuhl war ein sehr besonderer Moment, der mir tief in Erinnerung geblieben ist. Ich fühlte mich Gott so nah, fühlte mich so sehr geliebt von ihm.

Diese Erfahrungen und der tief empfundene Friede mit der Gewissheit, dass Gott immer bei mir sein würde, waren wie eine Art »Vorschuss«, den Gott mir für die folgenden Monate gab. Diese würden mich nämlich noch oft an meine Grenzen bringen auf eine Art, wie ich das vorher nicht für möglich gehalten hätte.

Die ruhige Erholungsphase zu Hause dauerte leider nicht lange. Am 4. Juni 2007 rief der Professor bei uns zu Hause an und teilte uns mit, dass der histologische Befund[4] doch deutlich schlechter ausgefallen sei als erwartet und eine Chemotherapie und Bestrahlung quasi unumgänglich seien. Da war es wieder, dieses Gefühl der Ohnmacht! Also doch nicht einfach nur: Tumor raus und alles ist gut.

Wieder folgten betriebsame Wochen, angefüllt mit Arztterminen, einer Portanlage[5], Abstillen von Felix (nun leider doch), Besorgungen für die bevorstehenden regelmäßigen Krankenhausaufenthalte und noch so einiges mehr. Da Marcel mich zu den Terminen begleitete, brauchten wir viel Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Die bekamen wir von Mama, Schwiegermutter (die damals noch berufstätig war), Schwester, Bruder … Gott hat uns wirklich viele hilfsbereite Menschen zur Seite gestellt.

Am 26. Juni 2007 wurde die erste Chemotherapie durchgeführt. Insgesamt bekam ich zehn Zyklen Chemotherapie. Die ersten beiden Zyklen liefen parallel zur Bestrahlung, deshalb verlangsamte man die Einlaufgeschwindigkeit. Das bedeutete, dass ich zwar in die Klinik fuhr, aber die Chemo lief nicht über wenige Stunden als Infusion ein, sondern wurde mir in Form einer mobilen Infusionspumpe verabreicht und lief dann im Zeitraum von vierzehn Tagen ein. Ich trug diese mobile Pumpe in einer Gürteltasche mit mir herum. Marcel und ich machten abends im Bett Witze über dieses

4 Das Ergebnis der Untersuchung der Gewebeproben des Tumors auf Krebszellen.

5 Ein Port ist ein dauerhafter Zugang von außen in eine Vene. Durch den Port wird verhindert, dass Medikamente, insbesondere Zytostatika, ins Gewebe laufen und dort Nekrosen (abgestorbenes Gewebe) verursachen.

Ding: Nichts konnte zwischen uns stehen oder liegen, außer dieser »Bombe«, wie wir es nannten.

Die erste von insgesamt dreiunddreißig Bestrahlungen bekam ich am 10. Juli (achtundzwanzig Bestrahlungen und fünf Boosts[6] obendrauf). Dies bedeutete dreiunddreißig Fahrten ins Krankenhaus, Morgen für Morgen, außer an den Wochenenden. Ich ergab mich einfach dieser Situation, es blieb mir ja auch nicht viel anderes übrig. Bestrahlung, ambulante Chemo, wieder nach Hause – so sahen meine Tage aus. Leichte Erschöpfung stellte sich ein, hielt sich aber noch im Rahmen.

6 Als Boost bezeichnet man eine Dosissteigerung der Bestrahlung im ehemaligen Tumorbereich.

Manchmal kommt es anders als »Mann« denkt – Marcel erzählt

Als frisch vereidigter Beamter auf Lebenszeit kann einem im Leben doch nichts mehr passieren, so denkt der eine oder andere vielleicht. Zugegeben, so ähnlich waren meine Gedanken auch. Ich hatte jetzt ein sicheres Einkommen und der Stress des Referendariats war vorbei. Dazu hatte ich eine tolle Frau und eine wundervolle kleine Familie, die demnächst um eine weitere Person wachsen würde und ab sofort meine ganze Aufmerksamkeit bekommen sollte. Ich wollte das Familienleben in vollen Zügen genießen.

Doch die vor uns liegende Zeit sah definitiv anders aus, denn sie war geprägt von Stress und Herausforderungen, die jede Referendariats- und Staatsprüfungszeit in den Schatten stellen. Es war eine Zeit voller Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, in denen es galt, zu funktionieren und den Alltag zwischen Krankenhausbesuchen, Beruf und Kinderversorgung zu meistern. Es war eine Zeit, die von der Ungewissheit geprägt war, ob die eigenen Kräfte ausreichen, wo die Reise hingehen und wann sie enden würde, oder was der nächste Tag oder die nächste Woche mit sich bringen würden. Es ist ein Glück, dass uns Menschen der Blick in die Zukunft verwehrt ist

und dass wir immer nur den nächsten Schritt sehen! Dieser nächste Schritt war Herausforderung genug, weil er alle Kraft erforderte und einforderte.

Wie tröstlich war es für uns, zu wissen, dass wir diesen Weg nicht allein gehen müssen, auch wenn jedes Familienmitglied in gewisser Weise die Situation allein verarbeiten musste. Wenn ich zurückdenke an die vielen Stunden, die meine Frau allein im Krankenhaus war, welche niederschmetternden Diagnosen sie allein im Arztgespräch bewältigen musste, wie viele Stunden Lena ohne uns Eltern bei Oma und Opa sein musste ... Ich kann mich heute noch an ihre Worte erinnern, als sie mich fragte: »Papa, wo gehst du hin?«, wenn ich mich verabschiedete, um Stephanie im Krankenhaus zu besuchen. Ihr Jammern: »Papa soll nicht gehen«, höre ich noch heute, wenn ich die Flurtreppe im Haus meiner Eltern heruntergehe. Sie schaute mich mit ihren blauen Augen an, als würde sie fragen, warum ich sie schon wieder allein bei Oma und Opa zurückließ. Obwohl ich wusste, dass meine Tochter wohlbehütet und bei meinen Eltern rundum versorgt war, war dies nicht die Art von väterlicher Fürsorge, die ich mir gewünscht hatte. Und doch gab es in diesen Lebensumständen keine andere Möglichkeit.

Unser Familienleben war geprägt von Situationen, in der jedes Familienmitglied mit der Herausforderung konfrontiert war, seinen ganz eigenen Weg gehen zu müssen. Diese individuellen Herausforderungen haben uns als Familie, aber auch als einzelnes Individuum wachsen lassen und uns stark gemacht im Hinblick auf unser Vertrauen auf Gott. Auf einen Gott, der vertrauenswürdig ist, der uns in jeder Lebenslage nahe ist, der uns in tiefster Trauer und Hoffnungslosigkeit tröstet und uns Hoffnung schenkt, und der uns in Kraftlosigkeit neue Kraft gibt. Er hat uns durch diese schwere Zeit getragen. Er ist der Gott, der alle Macht

hat, und dem nichts unmöglich ist. Ihm haben wir unser Leben anvertraut und er hat uns ewige Gemeinschaft mit sich selbst über den Tod hinaus versprochen. Welche außergewöhnlichen Wege er unsere Familie geführt hat und wie er uns durch diese Zeit getragen und umsorgt hat, werden die folgenden Seiten zeigen.